

Unser Planet.

B l ä t t e r

f ü r

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

U n t e r h a l t u n g s b l a t t .

N^o 131.

(VII. Jahrgang.)

Mittwoch, den 1. Juni.

1836.

Der arme Knabe.

Bei jenem großen Hause

Da geh' ich oft vorbei,

Und schaue wohl in die Höhe,

Ob sie am Fenster sey?

Sie schaut nun freilich nicht nach mir —

Zu Viele sehen ja nach ihr!

Und doch — komm' ich von Weitem,

Blickt sie gar freundlich auf,

Wohl kann es mir nicht gelten —

Doch freu' ich mich darauf,

Und schaue ängstlich um mich her,

Wer sonst wohl in der Nähe wär?

Von ihren Blumen neulich,

Die ihrer Fenster Zier,

Brach sie die schönste Rose —

Die fiel zu Füßen mir.

Ich drückte sie an meinen Mund —

Nicht um die Welt lieg' ich den Fund.

Ich bin ein armer Knabe —

Doch was Verstand auch spricht,

Das Herz wird immer fragen —

Sollst Du d'reum lieben nicht?

In Liebe wird mein Herz vergehn,

Und doch der Mund ihr's nicht gekenn!

Robert Bärner.

Ueber Sprichwörter.

(Commentar von H. v. Keyserlingk.)

Die Sprichwörter enthalten eine solche Fülle von praktischer Lebensphilosophie, daß ich mich veranlaßt ge-

fühlt habe, einige aphoristische Betrachtungen über einige Gegenstände aus der praktischen Lebensphilosophie anzuknüpfen, die ich fortzusetzen beabsichtige, wenn dieser erste Versuch Beifall finden sollte. —

»Ehen werden im Himmel geschlossen.«

Die bürgerliche Gesellschaft beruht, ihrem Wesen und Bestande nach, auf der Ehe, ja ist ohne Ehe schlecht hin undenkbar. Daher ist die Ehe in sittlich-geselliger, bürgerlich-politischer Hinsicht eine Hauptgrundlage und Stütze eines jeden Staates. Das den Staat vertretende und darstellende Organ, die Regierung, muß daher die Ehe ganz besonders unter die Obhut und Controle der Geseze stellen. Allein die Ehe kann nicht bloß als ein politisches Institut, als ein bürgerlicher Vertrag, sondern sie muß auch als ein in der göttlichen Weltordnung begründetes, und von den Willen Gottes angeordnetes Institut betrachtet werden. Dennoch ist es in der Natur der Sache als nothwendig begründet, daß die ehliche Verbindung nicht bloß von dem bürgerlichen Geseze als eine rechtliche und rechtmäßige anerkannt und gewährleistet, sondern auch noch insbesondere kirchlich geweiht und geheiligt wird, und daß die rechtliche und gesellige Auflösung derselben mit den größtmöglichen Hindernissen und Schwierigkeiten verbunden seyn und dadurch möglichst erschwert werden muß. Betrachtet man nun die Art und Weise, wie meist diese so wichtige Verbindung eingegangen und geschlossen wird, so muß uns sich unwillkürlich die Bemerkung aufdringen, daß meist nicht wahre Liebe, noch Uebereinstimmung in Gesinnung und Denkweise, nicht vernünftige Berücksichtigung der Verhältnisse, noch weisliche Ueberlegung und Besonnenheit, sondern Leidenschaft, Leichtfinn, Sinnlichkeit und Aeußerlichkeiten, als: Schönheit, Reichthum, Herkunft, weltkluge Rücksicht auf die bürgerlich-politische Stellung der künftigen Schwiegerväter im und zum Staate

die leitenden und bestimmenden Bewegungsgründe bei Eingehung dieser wichtigen Verbindung gewesen sind. Es ist daher eben so natürlich als erklärlich, daß so viele Ehen unglückliche, ja eine wahre Hölle auf Erden sind, und daß nur wenige im wahren Sinne des Wortes glücklich genannt werden können. Die meisten sind höchstens leidlich. Ja es ist sogar zu bewundern, daß noch so viele Ehen, ungeachtet der leichtsinnigen und übereilten Art, wie sie eingegangen und geschlossen worden sind, noch so gut und glücklich ausfallen. Dies hat aber seinen Grund darin, daß die meisten Menschen weder einen entschiedenen guten, noch einen entschieden bösen Charakter haben, sondern, daß ihr Sinn und Charakter eine Mischung von Gut und Böse ist. Das Weib, obgleich seiner Natur nach meist eitel, schwach, sinnlich und veränderlich, ist doch im Wesentlichen nachgiebig und lenksam, bereit und geneigt, sich dem vernünftigen und festen männlichen Willen unterzuordnen, zu tragen und zu dulden. Ist daher der Mann nicht ganz roh und ungebildet, läßt er sich nicht in seinem Wollen und Handeln hauptsächlich von der Leidenschaftlichkeit bedingend bestimmen, so werden die Macht der Gewohnheit, das Ertragen gemeinschaftlicher Freuden und Leiden, Kinder und die Sorge um dieselben ein Band der Zuneigung und Anhänglichkeit unter den Gatten bilden, das vielleicht ursprünglich nicht vorhanden war, und so, indem diese Verhältnisse vor Entzweiung, Zwietracht und Hader schützen, das wahre häusliche Glück gründen und bewahren können. Es geht daher bei vielen Ehen besser, als man Anfangs, als sie geschlossen wurden, vermuthen konnte. Der Bestand des ehelichen Glücks und Friedens beruht auf mancherlei Bedingungen. Eine wesentlich notwendige Grundbedingung dazu ist die möglichst vollkommene Uebereinstimmung der Gatten in physischer und in geistig-sittlicher Beziehung. In physischer Beziehung wird diese möglichst vollkommene Uebereinstimmung und Harmonie zwischen Ehegatten stattfinden, wenn erstlich beide Theile körperlich gesund sind, und zweitens hinsichtlich ihres Lebensalters in einem angemessenen und naturgemäßen Verhältniß zu einander stehen. Ist der Gatte anhaltend kränkelnd und siech, so wird die Gattin nicht zum vollen Besitze und Genuße gelangen können, sie wird sich unbesriedigt und somit nicht wahrhaft glücklich fühlen, ohne sich vielleicht des Grundes davon bewußt zu seyn. Eben so der Mann, wenn seine Gattin fortwährend krank und siech ist. Was nun die zweite Bedingung zu einer physischen Uebereinstimmung zwischen Mann und Frau betrifft, nämlich das naturgemäße Verhältniß Weider, hinsichtlich ihres Lebensalters, zu einander, so ist es in der besondern und eigenthümlichen Körperbeschaffenheit der beiden Geschlechter, der gemäß sich der Mann in physischer Hinsicht langsamer entwickelt, als das Weib, aber deshalb auch länger jugendlich bleibt und später altert, als das Weib, als notwendig gegeben, daß der Mann älter seyn muß, als das Weib. Findet das entgegengesetzte Verhältniß statt, so ist dies ein widernatürliches

Mißverhältniß, daß nothwendig mit jedem Jahre zunehmen muß und wird, und mit dem ein wahres eheliches Glück auf die Dauer schlechthin unvereinbar ist. Allein um wie viel älter kann und darf der Mann seyn, als das Weib? Denn natürlich wird auch in dieser Beziehung ein bestimmtes Maß, eine bestimmte, äußerste Schranke statt finden müssen. Wird diese überschritten, so tritt gleichfalls ein widernatürliches oder Mißverhältniß ein, mit dem das wahre eheliche Glück ebenfalls nicht auf die Dauer bestehen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Dichterseligkeit.

Die Dichter sind Monarchen in der Phantasienvelt, und bewohnen Schlösser, die sie zauberisch sich selbst in der Luft erbauen; sie führen oft Kriege unter einander, es sind aber keine Grenzkriege, denn die Phantasie hat keine Grenzen, und die Unverschämtheit in dergleichen Ferkriegen ist auch oft grenzenlos. Man kämpft bloß um Ehre und Ruhm, d. h. aber nicht: um Ehre und Ruhm zu gewinnen, sondern sie nur seinem Gegner zu nehmen; und gewöhnlich verlieren beide kriegsführenden Monarchen, denn, wo nichts ist, hat der König das Recht verloren. Ich selbst wurde neulich auf einen Ferkrieg herausgefordert; da ich auf einen harten Kampf gefaßt war, kaufte ich mir Stahlfedern. Zum Glück hatte mein Gegner ein Herz von Stein, meine Feder ging ihm zu Herzen; mein Stahl und sein Stein sprühten Funken, und auf diese Weise ging uns Beiden bald ein Licht auf. . . Die Phantasienkriege herrschen despotisch oder beschränkt, nach Verschiedenheit der Verfassung des Landes, worin sie wohnen. Fehlt es dem Dichter an Geld — und wann fehlt es ihm wohl nicht? — so macht er Auflagen, wenn er auch den Druck dadurch befördert; er vertheilt Titel und Ehrennamen, und, wie in der wirklichen Welt, sind auch hier oft der Titel das Beste an dem Gegenstande, der sie trägt. Manchmal gibt man ein Werk heraus, wie man Scheidemünze herausgibt: man nimmt viel ein und gibt nur wenig heraus. Bücher und Geld haben denn überhaupt Vieles mit einander gemein: bei beiden hascht der Pöbel lieber nach dem Neuesten, und nur Wenige wissen die Alten zu schätzen; bei beiden zeigt das äußere Gepräge nicht immer den innern Werth; beide machen, daß man uns für Weise hält; beide verschaffen uns Bildung — Auszubildung und Einbildung nämlich; beide finden häufig betrüglichen Nachdruck; die Bücher lehren uns das Geld, und das Geld lehrt uns wiederum die Bücher entbehren. Jedoch pflegen die, welche Geld haben, Buch zu halten; diejenigen hingegen, welche mit Büchern umgehen, wissen selten das Geld zu halten.

Wohl dem, der seine Phantasienvelt stets mit Milde und Weisheit beherrscht! der die Langeweile als eine Staatsverräterin und das Gähnen als ein Verbrechen in

seinem Reiche betrachtet. Das Erste, was ein Poet thut, der in seiner Imagination sich eine Welt mit lebenden Wesen erschafft, ist gewiß — die Hungerigen sättigen; denn wer weiß besser, als er, was das sagen will: hungern?

Ich, von Gottes Born ebenfalls zu einem Könige in dem großen Reiche der Phantasie eingesetzt, habe meine imaginäre Welt mit Menschen gefüllt, und so weit mein Herrscherstab reicht, sollen Friede und Freude heimisch seyn; nur die Schrifstellerei soll mir am meisten beschränkt werden: nur die Muse soll ihr Roß besteigen; und kein Roß darf es wagen, die Muse zu besteigen. Bei meinen eigenen Schriften allein mache ich eine respective Ausnahme, die werden keine Aufklärung verbreiten, und halten sich nur an die Einfalt. Journalistinnen darf Jedermann, d. h. Journale schreiben; mit dem Lesen derselben ist es ein Anderes, da habe ich eine Verordnung, welche jeder Menschenclasse ihr eigenes, für sie passendes Journal anweist: Gelehrten und denkenden Lesern erlaube ich den »Beobachter«; politischen Kannegeiern die »Staatszeitung«; vornehmen Leuten »die Zeitung für die elegante Welt«; Gewerbsleuten »die gemeinnützigen Blätter«; redlichen Deutschen »den Freimüthigen«; alten Weibern »die Posaune«; friebliebenden »den Zuschauer«; Geizhalsen »den Sammler, oder die Leipziger Lesefrüchte«; eifernen Frauen »den Spiegel«; süßen Herrchen »den Schmetterling«; Nachdruckern »das Originalblatt«; Hagesholzen »den Unabhängigen«; alten Jungfrauen »die Zeitung für Alterthumswissenschaften«; Lebensfatten »die me-

dicinische Zeitung«; und allen fünf Welttheilen — »Unsern Planeten.« Viele andere Volks- und Unterhaltungsblätter sind nur Käsekrämer erlaubt, bis endlich einmal die Unterhaltungsblätter so eingerichtet seyn werden, daß sie zur Unterhaltung für das lesende Publicum, und nicht nur zum Unterhalte der Verleger herausgegeben werden.

Im gewöhnlichen Leben ist jeder Mensch gleichsam ein Buchstabe aus dem großen Alpha-Betha der Schöpfung zu nennen. Der Mann ist bis an seinem Hochzeitstage ein Selbstlaut: »E« (»Eh«) ist sein letzter Selbstlaut; es kommen die Flitterwochen, da ist er ein Doppellaut: mit »Ei« fängt er an und mit »Au« (weh!) hört er auf; nun wird er ein Mittlaut, d. h. er ist nur noch mit seiner Frau ein Laut, ohne dieselbe ist er ein bloßer Umlaut oder Umlaut. In meiner Welt sind Eheleute wenigstens zwei »untrennbare Mittlaute«; sie bilden zusammen ein einziges Wurzelwort, in dem kein eingeschobener Buchstabe vorkommen darf.

In meinem Reiche muß jeder Bühnenheld einen wohlverdienten Ruf haben, d. h. er darf nur gerufen werden, wenn er es wohl verdient; in die Hände klatschen jedoch darf Jedermann, da man bereits weiß, was von solchen Klatschereien zu halten ist.

Die Kritik schwebt bei mir zwischen Himmel und Erde, sie kann und darf also nur das berühren, was mit ihr in einer gleichen Sphäre sich befindet: was tief unter ihr und was hoch über ihr ist, gehört nicht in ihr Reich. Wiebe ich nun selbst von ihr unangestastet, so kann ich nur gewinnen in dem Zweifel — ob ich zu tief oder zu hoch über ihr stehe. L. Horowik.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Leipzig, am 1. Pfingstfeiertag 1836.

Der erste Pfingstfeiertag und Fra Diavolo gerathen in Conflict. Erbaulich: unerhellte Reflexionen darüber. Der große Rationalist Röhr und die Weimarischen Theaterproben. Barth und Queisser oder das große Versöhnungsfest und die neue musikalische Allianz. Ihre Privat- und öffentlichen Neuerungen und ihr Monopol. Ansprüche auf den Geldbeutel der Frauen oder der vervielfachte Concertgroßchen oder Chemenner und Familienväter in der Klemme. Leipzigs wahrer und unwahrer Sinn für Russen. Frn. Zul. C. E. S. vielbesuchtes und glänzendes Abschiedsconcert.

Diesmal gibt mir nicht Schreib- oder Lob- oder Schmähs- oder eine andere Lust die Feder in die Hand, nein diesmal ist's eine getäuschte theatralische Hoffnung, die mir, wenn auch nicht ein Trostlied für sie, doch etwas schreiben heißt, was den poetischen Zweck erfülle: mich zu zerstreuen, und Anderen gewissermaßen nützlich zu werden. Wie ich das Letztere erreichen will,

leuchtet mir zwar nicht ein, da die Mittheilung einer Täuschung noch nie eine fremde Täuschung gehoben und geheilt hat, und ich überdies weder der psychologischen noch medicinischen Homöopathie zugethan bin und mich lieber der Alöopathie zuwende, wo es handgreiflicher zugeht, und ich schon durch das Auge die Wirkung voraus zu begreifen im Stande bin. Aber was sinn' ich? — Auf einmal kommt mir Rath! Einst in diesen Tagen, wenn Chronologen und Kirchenconcilien nicht irren, kam der Geist Gottes den Aposteln des Herrn, erleuchtete ihre Köpfe und löste ihre Zungen oder — wie die orientalische biblische Allegorie sich ausdrückt — schwebte in Gestalt feuriger Zungen über ihren Häuptern. Sie wurden zu Kämpfern in einem Kampfe geweiht, der das tief verzweigte Hydrageschlecht des Aberglaubens und der Unwissenheit so wie die Chimärenfamilie der Menschheitsentwürdigung und Tyrannei zu unterdrücken hat, aber nimmer enden wird. Wie die Dioskuren mit dem Zammehelme und den milchweißen Rossen dem Lieblingshere den Weg bahnten in die Reihen der Feinde und seinem Schwerte den Weg zu deren Herzblut wiesen, so sollten sie mit der Drisflamme göttlicher Weisheit und Menschenerlösung auf ewig — lebend und todt, durch Wort und That, Beispiel und Lehre — die Höllenthore der Lüge säumen und für sich und ihre Nachfolger der Zuversicht des Sieges durch

*) Es könnte leicht in dem folgenden Berichte eine kleine Verwechselung des ersten mit dem zweiten Feiertage stattfinden; indessen kann dies bei der Art des vom Ref. gewählten Vortrags, bei der allgemein stattgefundenen Verwechselung und bei dem Umstande, daß wirklich am ersten Pfingstfeiertage das Theater geschlossen bleiben mußte, nichts schaden, und Keinem geschieht dabei zu viel. Anm. d. Ref.

den Beistand der Gottheit gewiß seyn. Und die Christenheit erkannte die Heiligkeit dieses Missionsacts und weihte ihr ein Fest. Es wäre lächerlich, von lächerlicher Orthodorie dessen zu sprechen, der diesem Feste auch noch nach achtzehn Jahrhunderten eine Wichtigkeit beilegt, die nicht durch weltlichen Tand, Firtelanz, Spectakel oder gar teuflischen Mummenschanz entheiligt werden darf. Es war demnach eine nicht unlobliche Sitte bis in die vorigen Jahrzehnte, am ersten Tage jedes hohen Festes, also auch am ersten Pfingsttage, alles musikalische Concertiren und theatralische Figuriren zu unterlassen. Mit den Concerten nahm man es indes bald nicht so genau, weil der Nicolaische Grundsatz: „die Musik sey die sinnlichste und darum Sinnen und Herzen verführendste Kunst“ noch nicht zu Tage gefördert war oder Geltung erhalten hatte. Mit dem Theater war man strenger. In Leipzig, um bei dieser Weltstadt, wie sie einige Schmiedler nennen, stehen zu bleiben, erlaubte man höheren Orts zuerst statt eines Theaterstücks ein Declamatorium, verziert mit lebenden Bildern und plastisch-pantomimischen Darstellungen. Der alte gute Solbrig, den einst der Declamatorberuf vom Backtrog abberufen hatte, strengte dann seine ganze altmoderne Kunst an und errang sich nicht selten, besonders im komischen Fache, manchen herzlichen Applaus, während man die Bilder und Pantomimen schweigend betrachtete. So war es bis dahin, wo die königl. Direction ihr Scepter niederlegte. Unter der städtischen Direction verschwand das Declamatorium, verschwanden lebende Bilder und Pantomimen, und an ihre Stelle trafen: theatralische Quodlibets, Potpourris, Was Ihr wollt &c., ein tolles Unter-einander mit unverdächtigem Namen. Zu Pfingsten 1836 endlich ward in allen öffentlichen Blättern zur Abendtheaterunterhaltung angekündigt „Fra Diavolo.“ Das war ein derber Sprung! Meine religiösen Scrupel darüber hing ich jedoch an den Nagel und entschloß mich sogar zum heiligen Pfingstfeste den Bruder Teufel zu sehen, weil Haizinger, dieser Sänger, der mir, wenn er singt, Flügel anlegt, und mich hinüberträgt in das Land der Liebe und der Gefänge, der mich aus der schweren und schwer umdüsterten deutschen Luft unter den heiteren schneren Himmel Staltens verlegt und mit dem Klange seiner Stimme eine Saite in meinem Herzen berührt, zu der selbst die Kunst eines Bild und das gewaltige Naturel Breiting's nicht bringen konnte, deren mir wohlthuenden Wohlklang aber Eichberger und Gräul, Gerhardt und vor ihnen Rubini und die Palazzesi mich kennen gelehrt hatten, weil, sag' ich, Hr. Haizinger singen und neben ihm seine lebenswürdige kunstbegabte Gattin als Pamela erscheinen wollte. Wie staunte ich aber, als ich am Nachmittage an keiner Ecke einen Zettel und endlich um 16 Uhr das Theater geschlossen fand. Nun, der erhoffte Genuß wird mir wohl bleiben, aber der Unmuth, meinen Vergnügungsplan zerrissen zu sehen, trieb mich nach Hause, und hier an den Schreibtisch.

Wenn ich nicht irre, hat selbst der große Rationalist Nöhr sich darüber beschwert, daß während der Kirchzeit an Sonn- und Festtagen die Theaterdirection in Weimar ihre Proben unbeirrt abhalten ließ. Sollte man es für etwas zu Auffallendes halten, wenn man in Leipzig am ersten Pfingstfeiertag die Auf-

führung des Fra Diavolo nicht gestatten wollte, sey es nun von Seite weltlicher oder geistlicher Behörde? Oder war die Aufführung vom Theater selbst aus verhindert? Ein Entschuldigungsgelt: ist mir und Anderen jedoch nicht zu Gesicht gekommen.

Um zu dieser Feiertagsdisputation etwas Anderes zu fügen, will ich im Kurzen den Inhalt eines Gesprächs mittheilen, das ich in Rüttsch's Schweizerhüttchen von drei jungen Herrn führen hörte. Es betraf die musikalischen Verhältnisse. Seit mehreren Jahren gab es in Leipzig zwei musikalische Parteien, die eine, städtisch-autorisirte, unter dem Stadtmusikus Barth, die andere, jüngere durch sich selbst constituirte, unter Queisser, dem berühmten Posaunisten. Weil weder der Eine, nie seiner Posaune, noch der Andere, mit seiner Violine, darin schlugen und ihre Sache, ihre Rechte und Vorrechte, nicht nach dem Faustrechte ausschreiten konnten, so bedienten sie sich der Fegden zweier Advocaten, die nach hergebrachter Sitte einen jahrelangen Zehrs und Nährproceß begannen, bei dem am Ende doch Hr. Queisser zu kurz zu kommen schien. Im Laufe der Jahre war man endlich auf die Gedanken gekommen, eine friedliche Vergleichung sey viel besser. Umstände anderer Art erhoben diesen Gedanken zum Wunsch. Vor etwa einem Vierteljahre sprach man allgemein davon, daß vom Barth-Queisser'schen Musikchor bald werde aufgespielt werden:

„Der König und die Kaiserin,
Des langen Habens müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede.“

Und wirklich kam die große Allianz zu Stande, und gleich nach der Messe begannen die Barth-Queisser'schen Concerte. Vereinigung gibt Kraft und Uebergewicht. Das vereinigte Musikchor hat augenblicklich jedes andere Musikcorps absorbiert und das Monopol für Musik in Leipzig und dessen Umgegend an sich gerissen. Hr. Lopiſch, der während der Fegden der Capuletti und Montecchi eine bedeutende dritte Partei gebildet, und durch seine fleißigen wohleinstudirten Musiken an diesem und jenem öffentlichen Orte sich beliebt gemacht hatte, ist seine Nahrungsquelle demnach gänzlich abgegraben. Dieses wäre eine Privatwirkung der musikalischen Allianz. Eine öffentliche Wirkung ist die, daß Barth-Queisser die Ohren der Damen emancipiert hat, und nun in allen öffentlichen Gartenconcerten nicht nur von den Herren, sondern auch von den Damen Entree-Geld fordert.

(Schluß folgt.)

S w i e s p a l t.
Als ich kam, war Sie gegangen;
Bitt'rer Aerger mich umring —
Aber dennoch, voll Verlangen
Ich ihr weit entgegenhing.

Jürnen wollt' ich, doch ihr Auge
Hat das Recht sich schnell ersritten;
Ach ich fühle, daß ich tauge,
Nicht zum Jürnen, nur zum Bitten.
F. Brunold.